

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 50

**Artikel:** Der Santi-Klaus

**Autor:** Keller, Walter

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648410>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Alpen, ganze Himalajagebirge habe ich schon verkauft, trotz dem Budigen und trotz dem Stelzebein, die mir wieder wie vor Zeiten die Augen ausdrücken möchten. Auch Frauen, Mädchen, mit weißen, elfenbeinernen Fingern sind unter der Rundsäume... Und manchmal, wenn ich so eine besonders weiße Mädchenshand nach der Zeitung greifen sehe, kann es vorkommen, daß ich wieder zu dichten anfange, daß ich an Maggie denke.

Manchmal sagte ich. Nicht immer. Denn es gibt ein Sprichwort: Die Zeit heilt alle Wunden.

Aber — verzeiht mir, wenn ich rede, als ob ich auch heute noch Zeitungsverkäufer wäre — wenn es wirklich vorkommt, daß ich ins Dichten hineingerate, weil — dann ergehe ich mich in Balladen und nicht mehr in leichten Gaselen und nicht mehr in zierlichen Rondos, nein, in Balladen, sage ich und zwischen dem Zeitungsgeschäft spiele ich Theater, als ob das Leben nicht schon genügend Theater mit mir gespielt hätte.

Und ich bin im Geiste wie der Indianer Tschano, dem seine Pocahontas gestorben ist. Noch einmal gehe ich hin, um die Geliebte, die mit Rosen des Waldes und Blüten der Prärie überschüttet auf dem Lager liegt, zu schauen. Fern aber rauscht der Niagara. Der Niagara des Lebens und des Todes. Und im Westen sinkt die Sonne. Und aus dem Westen winkt Pocahontas liebend und mit leiser Mahnung herüber. Und so gehe ich denn im Geiste hin und löse vom Ufer den Nachen, hänge den Bogen um die Schultern, stecke Streitaxt und Messer in den Gürtel und, wie es in der Ballade heißt:

„Sieh!, er läßt das Fahrzeug treiben,  
Bis die Flut den Einbaum packt  
Und er zieht, nach Westen schauend,  
Still hinab den Katarakt...“

„Sun! — World! — Times! — Herald!“ Ich bin der Zeitungsverkäufer an der Brooklyn Bridge.

## Der Santi-Klaus.

Eine Kindheitserinnerung von Walter Keller.

Auf den Sankt Niklaustag hatten Gretchen und ich allerdings kein sonderlich gut Gewissen.

Am Abend vor Essenszeit kam der Santi-Klaus mit großem Gepolter und erschredlichem Schellengelingel von der Richtung des Waldes her und klopfte an der Portaltüre unseres Schlosses. Unsere Magd Bertha ging hinunter und öffnete. Unterdessen hatten wir uns aber alle drei in die hinterste Winkel des Eßzimmers verkrochen, das eine in den Wandsschrank, das andere hinter den Ofen und ich hinter das eingebaute Buffet. Der Santi-Klaus kam polternd die Treppe heraus. Mir hämmerte das Herz vor Entsetzen. Jetzt trat er ein: „Ist niemand da, wo sind die Bösewichter?“ donnerte er mit furchtbarer Stimme, wie Rübezahl in den Bergen. Dann ging er auf die Suche, fand Martha hinter dem Ofen, entdeckte mich hinter dem Buffet und öffnete schließlich auch den Kasten, worin Gretchen sich versteckt hatte. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie unheimlich der Mann aussah mit seinem langen, weißen Bart, der braunen Klausnerkappe mit der aufgestülpten Kapuze, den schweren Holzschuhen, dem großen Sack auf dem Rücken, dem Birkenrutenbündel in der einen und dem hagebuchenen Stock in der andern Hand.

Schlitternd und mit den Zähnen klappernd standen wir vor dem schrecklichen Mann und sollten ihm beichten, was wir alles Schlimmes getrieben hätten das Jahr hindurch. Da kam es denn an den Tag, welche Streiche wir verübt hatten. Gretchen erzählte mit schlitternder Stimme, sie habe im Speisenschrank, der in einer ganz schmalen Vorratskammer neben der Küche stand, einmal einen Topf voll Rosinen entdeckt. Weil sie aber zu klein war, stellte sie einen Stuhl auf den andern, vermochte aber auch jetzt nicht hinaufzulangen. Da kletterte sie kurz entschlossen hinauf, hielt sich mit der linken Hand an einem Schaft des Ge-

Stells fest, während sie mit der rechten Hand nach dem Rosinentopf langte. In diesem Augenblick aber kippte der obere Teil des Speisenschrankes nach vorn, schlug an die gegenseitige Wand und es fielen eine ganze Menge Büchsen, Einmachgläser und ein Körbchen voll Eier, zwei Dutzend an der Zahl, zu Boden oder auf Gretchen herab, die vor Angst, entdeckt zu werden, keinen Laut von sich gab und mitten in der Eier- und Konfitüre-Brühe saß. Wäre der Schrank nicht von der andern Wand aufgehalten worden, so wäre auch noch das große Geschütz losgegangen, nämlich die beiden Kupferkessel, worin die Mutter die Johannisbeer- und Himbeerkonfitüre aufbewahrte, würden herabgefallen und ihr Inhalt auf Gretchen herabgeflossen sein. So hatte sie also noch Glück im Unglück.

Die Mutter, welche das Gepolter gehört hatte und herbeigeeilt war, mußte zunächst über die komische Situation, in der Gretchen saß, fast lachen. Der Vater aber waltete den Bösewicht mit hagebüchenen Schlägen durch, daß sie blau war vor Striemen und ihre Nascherei für einige Zeit bleiben ließ. — Dies also beichtete sie jetzt dem Santi-Klaus.

„Und der Bueb da, ist der immer brav gewesen?“

„Nicht immer“, erwiderte die Mutter, „sage Hansli, was hast du Schlimmes angestellt?“ — „Nu, selle wie use mit der Sproch, jo wolletee, du wirsch es schon no wüsste.“ Und da kam es denn an das Tageslicht, daß ich die brennende Petroleumlampe hatte fallen lassen. Das ging nämlich so zu. Als Mutter und ich einmal nachts in eine Mansardenkammer hinaufstiegen, um etwas zu holen, sah ich im Zwielicht des Gangs etwas Dunkles sich hin und her bewegen. Ich flüchtete, in der Meinung es sei ein Gespenst, mit der Lampe in die Mansarde, stolperte in der Hafst über die Schwelle und fiel mit der Lampe ins Zimmer hinein. Sofort fing das Petroleum Feuer, das Stück Boden brannte lichterloh, die Mutter suchte das Feuer mit einem Teppich zu ersticken, da kam zum Glück die Köchin Babette zu Hilfe, brachte einen breiten Blechfessel und stülpte ihn darüber. Da endlich hörte es auf zu brennen. — „So, so, du Lauskerl, beinahe hättest du das schöne Schloß hier angezündet“, wetterte der Santi-Klaus. „Und das große Kind da, hat es sich immer gut aufgeführt. — „So ziemlich“, sagte die Mutter, „aber einmal ist es dem Knecht, als er Gras mähte, in die Sense hineingesprungen und bekam einen großen Schnitt ins Bein. Und ein andermal“ — „Mutter, du darfst es nicht sagen“ — unterbrach Martha schluchzend. — „Heraus damit“, donnerte der Santi-Klaus. „Num also“, fuhr die Mutter fort, „einmal haben die zwei Mädchen gezankt, weil jedes das Schemelchen haben wollte zum Nähen. Aber Gretchen stand eben darauf und wollte nicht vom Schemel herunter. Da ging Martha hin und band dem Gretchen mit einer Schnur die Beine zusammen, gab ihm hierauf einen Stoß, sodaß Gretchen auf die Nase fiel und blutete.“

Der Santi-Klaus machte hiezu ein grimmiges Gesicht und drohte uns mit aufgehobener Rute, er werde uns in den Sac hinein stelen und mit in den Wald hinauf in seine Hütte nehmen. Grete aber heulte und schrie, sie wolle artiger sein. Dann mußten wir ein Sprüchlein hersagen, womit sich St. Niklaus brummend schließlich zufrieden gab. Darauf mußten wir alle drei ihm sicher und heilig versprechen, uns zu bessern. Jetzt warf der Santi-Klaus einen Sac auf den Boden und schüttete ihn aus. Hei, wie viel Apfeln, Birnen, Nüsse samt elischen süßen Krapfen rollten jetzt auf den Stubenboden hinaus! Wie toll stürzten wir alle drei darauf los. Dabei gelang es Gretchen, wiederum den Löwenanteil einzuhimsen und es hätte sicherlich Bank darob gegeben, wäre nicht die schreckliche Gestalt des Santi-Klaus dabei gestanden.

Darnach wandte er sich mit brummiger Miene wieder zur Tür hinaus und wir hörten seine polternden Schritte im Treppenhaus verhallen.

Nie kann ich die Angst vergessen, die wir damals ausgestanden haben, und der Glaube, daß der Santi-Klaus

gleich wie Rübezahli im Wald und auf den Bergen droben hause, hat bei uns noch lange fortgedauert.

Die Dorfsschulbuben aber, so wurde mir später erzählt, hätten dem Santi-Klaus einst in einem dunklen Häusgang eine Schnur gespannt, sodass er beim Fortgehen darüber gestolpert und der Länge nach zu Boden gefallen sei. Da habe er einen der Lausbuben gepackt, habe ihn in seinen Sack gesteckt und ihn in den Wald hinaufgetragen, wobei der Bube jämmerlich geschrien habe.

An diese Erlebnisse muss ich jedesmal denken, so oft der von den Kindern halb ersehnte, halb gefürchtete Santi-Klaus-Abend wiederkehrt.

## Heimatschutz-Theater.

### „Der Vatter.“ — „Zwöierlei Schazig“.

Zwei Dialektstücke standen in der vergangenen Spielwoche auf dem Programm des Heimatschutz-Theaters: „Der Vatter“, ein Dreiachter von Nold Halder, aus der aargauischen Mundart ins Bernerdeutsche übertragen von Otto von Greherz, und „Zwöierlei Schazig“, eine Bauernkomödie von R. v. Tavel.

Hanes, der Vater, einst Bauer auf dem „Gäzi“, jetzt ein Föbel, hatte sein Gütlein verliert und sich von Weib und Kind weggemacht. Peter, sein Bub, half in bitterböser Jugendzeit der Mutter durchhalten, übernahm später das „Gäzi“ als Lehnenmann und ließ endlich den seit zwanzig Jahren verschollenen Hanes tot erklären, um das Heimetli zu eigen erwerben zu können.

Mit aller ingrimmigen Beharrlichkeit, die dem stolzen Armen eignet, will er nun auf dem Höflein bleiben. Er kämpft verbissen gegen die Gläubiger, die ihn mit allen Hunden hetzen, und gegen den Alten, den er tot haben will, auch wenn er leben sollte.

Und wirklich, was Marei, Peters Weib, längst befürchtet hat, trifft ein: Hanes kehrt heim. Es kommt zum tragischen Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn.

Mit einer für die Dialektliteratur seltenen Willens- und Ausdrucks Kraft ist hier eine tragische Entwicklung in einen einzigen Akt zusammengedrängt und zu erschütternder Wirkung gebracht.

Das Stück stellt an die Darsteller ganz ausgesprochen künstlerische Forderungen, denen die Träger der Haupt- und Nebenrollen bis in die subtilsten Einzelheiten sich gewachsen zeigten.

\*

Ein weit behaglicheres Bild aus dem schweizerischen Bauernleben entrollt das von Tavelsche Stück. In behäbiger Eintracht haushalten da auf der Stegmatt Uli Moser, der Bauer, Eisi, seine Frau, Bertha, die Tochter und Christen, der Melker. Als Störfried tritt Bernhard Liniger, der Versicherungsagent, in diesen friedlichen Kreis. Er will Vater Mösers Mobiliar nachversichern und nebenbei dem Töchterlein schöntun. Beide Vorhaben erzeugen bei Uli bös Wetter. Dem eifrigeren Zureden Eisis zum Trotz jagt er den Agenten fort.



Berner Heimatschutz-Theater, — „Der Vatter“ von Nold Halder. (Phot. Keller, Bern.)

Doch das Unglück schreitet schnell. Ein Übernächtler steckt das Haus in Brand. Alles brennt nieder. Der Agent erscheint wieder zur Abschätzung des Schadens; sie fällt sehr zum Nachteil Ulis aus. — Einer aber zieht Nutzen aus dem Unglück: Christen. Der hat beim Brand mit Einsatz seines eigenen Lebens Pferde und Vieh gerettet und damit die Achtung des Meisters und die Gunst der Meisterin gewonnen. Die Tochter war ihm längst zugetan. So sollen die Jungen neu aufbauen, was das Feuer zerstörte.

Die anspruchslose, aber trefflich aus dem Leben herausgegriffene Komödie bringt manchen fröhlichen Augenblick. Die Typen sind echt aus dem Volk geschnitten; Ton und Stimmung heimelig heiter.

Der düstere, schier zu düstere Eindruck des ersten Stüdes wird durch das Tavelsche Lustspiel wohltuend aufgehellt. Die Kombination beider Stücke bewährte sich vortrefflich.

Auch hier war das Spiel ein erfreulich abgerundetes. Mich störte nur eines: die weißen Arme und weichen Hände dieser Bauernleute.

R. W.

## Aus der politischen Woche.

### Vor der Ratskonferenz in Genf.

In Genf hat anfangs dieser Woche die Dezembertagung des Bölkerverbundsrates begonnen. Die Teilnehmerliste zeigt die altbekannten Namen. Chamberlain hat schon unterwegs in Paris mit Briand konferiert. Auch Stresemann ist nach Genf gekommen, trotz seiner reduzierten Gesundheit. Nur Mussolini fehlt auf der Liste; Scialoja muss ihn auch diesmal wieder vertreten.

Die vier Konferenzen ist noch nicht genügend vorbereitet, wie die Italiener sagen. Sie wird wohl diesmal noch unterbleiben, wie sehr die politischen Notwendigkeiten zur Verständigung unter den vier Hauptmächten Europas drängten und England den Weg dazu weisen möchte. Die Vorbereitung ist eben gerade von der Seite unterlassen worden, die sie jetzt vermisst. Man kann nicht heute dem Nachbar mit dem Gewehr zum Fenster hinaus drohen, wie es die Faschisten in Ventimiglia getan, und ihn dann am folgenden Tag zu einem Schoppen einladen. Zuerst muss in Frankreich der schlimme Eindruck der italienischen Kriegsdrohungen vergessen sein, bevor Briand mit Mussolini an den gleichen Tisch sich setzt — oder es wären dann höhere Notwendigkeiten, die den stets zur Verständigung Bereiten dazu bewegen könnten.

Auf alle Fälle müsste dieser Konferenz die Genfer Tagung vorangehen, und auch diese muss erst gewisse Früchte reifen als Voraussetzung. Doch liegt in der feuchtkalten Dezemberluft nicht eben viel Verheizung dafür, dass die